

3 Forschungshaltung

Die weiter oben erwähnte Neujustierung des Forschungsfokus von der medizintechnologischen Wiederherstellung hin zum Erleben des Verlustes cismännlicher Genitalien hat den Forschungsprozess keineswegs vereinfacht. Die Beobachtung, dass sich – auch hier – der Feldeinstieg als schwierig erwies, kein gesellschaftlicher Diskurs vernehmbar und somit auch kaum ein normalisiertes Sprechen über dieses Thema möglich ist, stellte von Anfang an eine Herausforderung für mein Dissertationsprojekt dar. Die Frage, wie und mit welchen Methoden sich solch ein unsichtbares, schweigendes Feld beforschen lässt, zieht sich daher durch das gesamte Buch. Die Vulnerabilität meines Feldes erforderte u.a. einen kreativen Umgang mit gängigen Forschungsinstrumenten, indem beispielsweise anonyme Chatinterviews geführt wurden.

Die Auswertung der letztlich formal wie inhaltlich sehr unterschiedlichen Interviews, die ich mit Betroffenen führte, war eine weitere Herausforderung und führte mich ebenfalls hin zu methodischen Experimenten. So produzierte beispielsweise die Interpretation meines Materials in einer Gruppe, die mit der psychoanalytischen Methode der Tiefenhermeneutik arbeitet und durch die ich erhoffte, das Latente, das Nichtgesagte in meinen Transkripten freilegen zu können, vor allem eines: neues Material. Denn der Verlauf der Sitzungen führte zu Konflikten und Nachgesprächen, die wiederum nach einer Analyse und Interpretation verlangten.

Im Laufe des Forschungsprozesses begann eine reflexive Metaebene eine immer größer werdende Rolle zu spielen: Warum ist es so schwierig, über die ›verletzte Norm‹ zu forschen, zu schreiben und zu sprechen? Was tun, wenn sich das Material verweigert, wenn es lieber schweigt? Die Leere, das Abwesende wird mit dieser Arbeit also im doppelten Sinne beforscht. Dadurch hat sich eine hybride Gesamtdarstellung eines bisher kaum erfassten Themas ergeben, in der die Suche und die Bewegung selbst einen der roten Fäden darstellen. Die sprachlichen Inhalte der Interviews machen nicht das alleinige Datenmaterial aus, vielmehr betrachte ich die Interviews in ihrer Gesamtheit: die Suche nach Interviewpartnern, die holprigen Kontaktaufnahmen, die Gespräche in ihren verschiedenen Formaten, alles Gesagte und vor allem Nichtgesagte, der E-Mail-Kontakt im Nachgang, die Analyse der Transkripte in verschiedenen methodisch geschulten Interpretationsgruppen, die

emotionalen Reaktionen auf mein Material – all das hält den ruckeligen und lückenhaften Forschungsprozess und damit diesen Text zusammen. Am Ende kann ein Forschungsprojekt nur so greifbar oder flüchtig sein wie sein Gegenstand selbst. Statt also alles so lange zu drehen, bis es passt und der rote Faden »geradeliegt«, bleibt diese Arbeit auf eine gewisse Art fragil und stellt damit gängige Sicherheiten und Annahmen über wissenschaftliches Forschen selbst in Frage.

Ein für diese (in Form eines wissenschaftlichen Textes vorliegenden) Darstellung der Ergebnisse weitestgehend unsichtbarer Faden, der in allen Windungen und Wendungen des Forschungsprozesses und damit in allen vorliegenden Sätzen und Seiten mitverwoben ist, sind letztlich auch meine eigenen, ganz persönlichen inneren Vorgänge und Entwicklungen der letzten Jahre: mittelbar sich überlagernde Phasen des Leidens, Fragens, Auseinandersetzens, Verstehens und Lösens eigener Themen, Erfahrungen von Verlust, von (scheinbar) unaussprechbarem und daher unausgesprochenem Schmerz, Ohnmachtsgefühlen und schließlich des Findens einer Sprache für Emotionen, für die ich bisher keine hatte; unmittelbarer auch Bewegungen in der eigenen Auseinandersetzung mit Identität, Geschlecht und Begehrten, Wünschen, Beträuerungen und Machtlosigkeiten.

Dass die Flüchtigkeit und dieser letztgenannte, persönliche Faden nicht gänzlich unsichtbar bleiben, liegt auch in meiner Forschungshaltung begründet. Ich bin (nicht nur aufgrund wissenschaftstheoretischer Auseinandersetzungen, sondern auch meiner Forschungserfahrungen) der Überzeugung, dass sowohl die Wahl des Forschungsfokus als auch der Verlauf des Forschungsprozesses und schließlich auch die Erkenntnisse und die Theoriebildung maßgeblich durch die Situierung der forschenden (und berichtenden, schreibenden) Person geformt sind – keineswegs ausschließlich, aber vor allem in der empirischen Sozialforschung. Diese Haltung habe ich im Forschungsstil der reflexiven Grounded Theory wiedergefunden: Forschende sind »keine Methoden-Roboter, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, mit Leib und Seele« (Breuer et al. 2019: 84). Im Folgenden werde ich diesen Ansatz in seinen Grundzügen umreißen (3.1) sowie weitere Begrifflichkeiten klären (3.2).

3.1 Reflexive Grounded Theory

Wie der Name vermuten lässt, baut die Reflexive Grounded Theory Methodologie (im Folgenden RGT) im Wesentlichen auf dem erkenntnisgenerierenden Forschungsstil der Grounded Theory (GTM) auf. Diese war von den US-amerikanischen Soziologen Anselm Strauss und Barney Glaser in den 1960er Jahren anhand ihrer eigenen Feldforschungsprojekte entwickelt worden. Die GTM richtete sich in ihrer Haltung und Programmatik deutlich gegen den disziplinären Mainstream zu dieser Zeit: Auf Grundlage umfangreicher quantitativer Datenmengen und statistischer Auswertung sind damals vor allem »hoch abstrakte Grand Theories«

(Breuer et al. 2019: 16) produziert worden. Dadurch seien, so Glaser und Strauss (in ebd.: 17), soziologische Institute zu »Ruhestätten der ›Großen Männer‹ verkommen, in denen den Studierenden kaum etwas anderes übrigblieb, als diese großen Theorien »zu beherrschen und sie häppchenweise zu testen«, anstatt selbst kreativ und erkenntnisgenerierend zu arbeiten. Die Kernidee der GTM war daher, gerade junge Forschende zu eigenständigen Theorieentwürfen zu befähigen. Durch einen »kleinräumigen und gegenstandsbezogenen Zuschnitt [...] sowie die Fokussierung lebensweltlicher Handlungs- und Interaktionsfelder« (ebd.) sei es möglich, niedrigschwellig mithilfe teilnehmender Beobachtungen oder Interviews eigene Daten zu generieren, aus denen induktiv theoretische Konzepte erarbeitet werden können.

In der fortlaufenden inhaltlichen Weiterentwicklung der GTM haben sich Strauss und Glaser schließlich ›auseinandergelebt‹, weitere Akteur*innen wie Juliet Corbin, Adele Clarke und Kathy Charmaz kamen hinzu.¹ Mittlerweile wird von einer »Theorienfamilie der GTM« (ebd.: 16) gesprochen, zu der nun auch die RGTM zählt. Diese hat ihren Ursprung paradoxerweise in der Psychologie, einem »sich methodologisch angestrengt naturwissenschaftlich, quantifizierend und experimentell ausrichtenden akademischen Fach« (ebd.: VI). Seit den 1980er Jahren hatte Franz Breuer an einer »Qualitativen Psychologie« gearbeitet und schließlich gemeinsam mit Studierenden wie Barbara Dieris, Antje Lettau und Petra Muckel 2009 die erste Auflage der Einführung in die »Reflexive Grounded Theory« erarbeitet. Die Autor*innen betonen, dass es sich bei der RGTM eher um einen Forschungsstil, als um eine Methode in Form einzelner Schritte und Phasen handelt. Dennoch können, ähnlich wie in der GTM, zentrale Elemente des Forschungsvorgehens benannt werden: das *theoretische Sampling*, aufgrund dessen das Feldmaterial gesammelt und an dem sich im Prozess entlanggehängt wird, das *prozessbegleitende (informelle) Schreiben* in Form von Memos und einem Forschungstagebuch, das offene, axiale und selektive *Kodieren* des Materials, das Anfertigen von *Diagrammen*, das *Vergleichen* sowie schließlich das Herausarbeiten von *Kategorien* und *Schlüsselkonzepten* (*Modellbildung*). Dabei ist der Prozess *zirkulär-iterativ* und jeder Schritt erfolgt auf Grundlage der vorausgegangenen und nicht eines zuvor angelegten Plans.

Was die RGTM nun aber von der GTM unterscheidet, ist die Bedeutung, die der Selbstreflexion der forschenden Person für den Erkenntnisprozess beigemessen wird. Reflexivität als solche ist als Anspruch und Praxis durchaus fester Bestandteil qualitativer Forschung geworden. Oftmals scheint es dabei aber vor allem darum zu gehen, die Transparenz und Vertrauenswürdigkeit der eigenen Ergebnisse zu erhöhen, indem Forschende aufzeigen, dass sie sich des Einflusses sowohl ihrer gewähl-

1 Für eine detaillierte Darstellung der Entwicklungen siehe Breuer et al. (2019), 2. Kapitel »Zur Geschichte der Grounded Theory«. Dabei muss bemerkt werden, dass andere GTM-Theoretiker*innen wie zum Beispiel Clarke oder Charmaz diese Entwicklungsgeschichte sicherlich je anders erzählen würden.

ten Methode als auch ihrer selbst auf die eigenen Daten und Analysen bewusst sind. Durch diese Benennungspraxis wirkt es, als sei dieser Einfluss ein Störfaktor oder ein Übel, das nun einmal nicht zu vermeiden ist und daher *wenigstens* benannt werden sollte. Dadurch wird die Offenlegung des eigenen Einflusses aber zu einer *Option*, die – zusammen mit der Reflexion darüber – im Zweifelsfall auch ausgespart werden könnte.

Für mich stellte die Integration einer (selbst-)reflexiven Ebene aber keine Entscheidungsoption dar. Vielmehr hätte ich das Buch nicht ohne diese schreiben können. Breuer et al. (2019: 117) gehen »von einer persönlich-subjektiven Berührung bzw. Verquickung zwischen der Forschenden, ihrem Thema und dem Forschungsfeld bzw. den Personen dort« aus. Es gelte, diese Verquickung zu ergründen, sie ernst zu nehmen und vor allem: ihr einen »epistemologisch und methodologisch reflektierte[n] Platz« (ebd.: 12) einzuräumen:

»Das einzigartige persönliche Profil einer Forscherin zählt bei ihrer Erkenntnisarbeit – ihre Motive, Sensorien, körperlichen Verfassungen, ihre soziale, ethnische, Alters-, Generationen- und Geschlechts-/Gender-Charakteristik. Eine Wissenschaftlerin ist in partnerschaftliche Nahbezüge und familiäre Zusammenhänge eingebettet (oder auch nicht), sie ist finanziell mehr oder weniger gut gepolstert, besitzt zeitliche Freiräume oder enge Befristungen, sie ist kollegial verbunden, konkurrierend, kooperierend oder isoliert, sie besitzt u.U. eine vorgängige Geschichte in einem (beruflichen) Praxisfeld. Sie ist durch vielfältige Talente und Interessen, Brücken und Barrieren, Freuden und Sorgen, Spielräume und Zwangslagen charakterisiert. [...] Sozialwissenschaftliche Problemstellungen lösen auf diesem Hintergrund persönliche Resonanzen aus. [...] Themenstellungen können Neugier, Begehrlichkeiten, Ängste, Aversionen, Tabuisierungen etc. berühren oder initiieren. Sie lassen eine Forscherin Hin- oder Wegsehen, Nähe oder Distanz suchen, etwas als Besonderheit oder als Trivialität beurteilen, Dinge zur Sprache bringen oder beschweigen« (ebd.: 90).

Die Verquickung zwischen Forscher*in, Thema und Feld wird bei Breuer et al. dadurch nicht zum lästigen Unvermeidbaren, über das Zeugnis abgelegt werden sollte, sondern bekommt einen gleichberechtigten, unverzichtbaren Stellenwert im Erkenntnisprozess. Für dieses Buch bedeutet das, dass ich mein (methodisches) Vorgehen und den Forschungsprozess an und mit meinem Material zentral in einem Abschnitt in der Mitte reflektiere, statt ihm ein theoretisch erarbeitetes, womöglich unverdauliches, längeres Methodenkapitel voranzustellen.

Die Haltung der RGTM korrespondiert schließlich auch mit wissenschaftstheoretischen Konzepten, die mir wichtig sind. Durch die Anerkennung der institutionellen Verstricktheit der forschenden Person wird ernst genommen, was Ludwik Fleck (2012) bereits in den 1930er Jahren als »Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache« analysiert hat: Das, was ich in meinem Material sehe, ist

Ergebnis eines kontextuell gebundenen Blickes eines Denkstils zu meiner Zeit. Wäre ich nicht geschlechtertheoretisch und sozialwissenschaftlich ausgebildet, hätte ich dieses Thema sicherlich anders bearbeitet, hätte ich andere Dinge im Gesagten meiner Interviewpartnern gesehen – oder hätte vielleicht gar keine Interviews geführt. Dadurch, dass die RGTM die persönliche Verstrickung der forschenden Person anerkennt und methodisch inkorporiert, lässt sie die Einordnung der Analysen und Erkenntnisse im Sinne Haraways (1995) als partielle Perspektive zu, die das wissenschaftliche Schreiben als eine Art des *story tellings* versteht. Auch die RGTM macht deutlich, dass die Ergebnisse eine Konstruktion sind, und zwar »aus einer spezifischen (Beteiligten- oder Beobachter-)Perspektive, in einem bestimmten Diskursrahmen, für spezielle Zwecke, zu einem gegebenen Zeitpunkt« (Breuer et al. 2019: 54). Somit kann es für die Gültigkeit der erarbeiteten Theorie »für alle (gegenwärtigen und zukünftigen) Fälle ihres beanspruchten Anwendungsbereichs« keine »epistemologische Sicherheit« geben, so Breuer et al. (2019: 3).

Dass es sich dennoch lohnt, den Text nicht an dieser Stelle zu beenden – davon wollen die folgenden rund 250 Seiten überzeugen. Denn gerade diese epistemologische Unsicherheit ermöglicht es, so meine ich, den Forschungsprozess ehrlich und transparent darzustellen sowie den Forschungsgegenstand in seiner Unzugänglichkeit ernst zu nehmen. Mir ist dabei bewusst, dass jedes Aufzeigen neuer Perspektiven, jede neue Geschichte, jede Wissensproduktion ihre eigenen Ausschlüsse kreiert und, da sie innerhalb hierarchischer und machtvoller Strukturen entsteht, einen Teil davon immer wieder reproduzieren wird: »Wir können also aus kritischen Wissensprojekten niemals vollständig und ausschließlich kritische, in Frage stellende Projekte machen, sie werden immer auch regulierende Projekte sein« (Hark 2005: 75).

3.1.1 *All is data – das Material*

Die vorliegende Geschichte basiert auf verschiedenen Materialarten. Vogel und Funck (2017) unterscheiden zwischen Befragten- und Informant*inneninterviews. Bei ersteren stünden die interviewten Personen »selbst als Subjekte mit ihren Erfahrungen und Interpretationen im Mittelpunkt«, das Gesagte wird ausführlich transkribiert und interpretiert; bei zweiteren fungieren die Interviewpartner*innen eher als Informationsquelle über den Forschungsgegenstand. Im Zentrum meiner Arbeit stehen sechs qualitative, semistrukturierte Einzel(befragten-)interviews mit cis Männern, die sich von meinem Aufruf angesprochen gefühlt haben: Nathan, Marten, Hermann, Patrick, Jonas und Alberto. Ausgehend von den aus der Interpretation des Materials erarbeiteten Codes und Kategorien habe ich verschiedene wissenschaftliche Forschungsarbeiten herangezogen. Ich habe – teilweise auf der Suche nach einem Feldeinstieg – zusätzlich mit nichtbetroffenen Informant*innen gesprochen: einem (bereits genannten) zivilen Urologen, der zur

Penisprothetik arbeitet, einem Männerberater sowie einer Epithetikerin für Penis-Hoden-Prothesen.

In Bezug auf das Erleben von Penis- und Hodenamputationen habe ich neben den Interviews auch Betroffenen- und Ratgeberliteratur, Online-Foren und journalistische Texte ausgewertet. Ich habe mir themenspezifische Dokumentationen, Theaterstücke und Reportagen angesehen und -gehört. Im Sinne des »All is data-Prinzips« (Breuer et al. 2019: 98) möchte ich sowohl alle Gespräche und Erlebnisse, die ich im wissenschaftlichen Kontext zu meinem Thema hatte, als auch weitere Versatzstücke als Teil und somit als Material dieser mehrjährigen Auseinandersetzung betrachten: Filme, Songtexte, Serien sowie Reaktionen auf mein Thema von Bekannten oder Unbekannten, zum Beispiel auf Partys. Und nicht zuletzt – wie oben im Zuge der RGTM erwähnt – von mir selbst produziertes Material: Memos, Forschungstagebucheinträge sowie »die bei der Auseinandersetzung mit dem Thema, dem Feld und den interaktiven Kontakten und Gesprächen [...] zustande kommenden Resonanzen am eigenen Forscherkörper (Affekte, Bewertungen, Gestimmtheiten, Assoziationen etc.)« (ebd.: 118).

Um aus all diesem Input eine Geschichte zu generieren, zu kompostieren², braucht es zunächst noch eine Verständigung über das verwendete Vokabular.

3.2 Begrifflichkeiten

Wie fasse ich mein Forschungsthema sprachlich? Mein eigenes Schreiben, aber auch die Auseinandersetzung mit vorhandener Forschungsliteratur hat mich in Bezug auf Begrifflichkeiten immer wieder herausgefordert und irritiert.

Mich interessiert, wie Personen, denen bei Geburt aufgrund des Vorhandenseins von Penis und Hoden im medizinischen Sinne das Geschlecht ›männlich‹ zugeschrieben wurde *und* die sich gleichzeitig auch selbst als Männer identifizieren, einen (ungewollten) materiellen und/oder funktionellen Verlust ihrer Genitalien erleben. Dies schließt Personen, die sich als männlich/Männer identifizieren, denen aber bei Geburt aufgrund ihrer Genitalien nicht das Geschlecht ›männlich‹ zugeordnet wurde, nicht mit ein. Um diese Eingrenzung zu markieren, schreibe ich von cis Männern und cismännlichen Geschlechtskörpern. In der Forschungsliteratur, mit der ich mich auseinandersetze, ist meist von »Männern« und »Frauen« die Rede

2 Diese Metapher entnehme ich einer feministischen Lesegruppe in Sydney (Composting, o.J.), die in Anlehnung an Haraway meint: »In this reading group, we imagine the process of reading and writing as composting. [...] In the spirit of a feminist politics of citation, we are attuned to the ways in which new ideas are always indebted to writings and readings that have come before. Sometimes these inheritances are deliberate up-takes and extensions of influential texts we have encountered; sometimes they are accidental – inhaled in the air that we breathe, or transmitted to our guts through the soil and the water.«

und ich finde keine andere Möglichkeit, mich mit den Texten auseinanderzusetzen und – eben nicht nur gegen sie, sondern auch – mit ihnen zu argumentieren, ohne diese teilweise ungenauen oder unterkomplexen Begrifflichkeiten zu übernehmen. Wenn ich von Männlichkeit(en) schreibe, will ich diese vor allem als »dynamic force (or forces) that act upon and through men« (Gough und Robertson 2009: 232) verstehen. Wenn ich von hegemonialer Männlichkeit schreibe, will ich damit weniger das von Connell erarbeitete Konzept sozialer Relationen von Männlichkeiten auf den Spielplan rufen, sondern vielmehr auf vorherrschende Vorstellungen von (hetero-)normativer Männlichkeit verweisen. Daher macht es weniger Sinn, für diese Arbeit zwischen Cis- und Transmännlichkeit, durchaus aber zwischen cis- und transgeschlechtlichen Männern zu unterscheiden.

Die Unterscheidung in cis und trans, wie sie aktuell gebräuchlich ist, möchte ich an dieser Stelle auch kurz problematisieren. Im Gegensatz zu transgeschlechtlich beschreibt die Wortkomposition cisgeschlechtlich Menschen, die sich mit ihrem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren. Die lateinische Präposition *cis* bedeutet »diesseits« und bildet somit das Gegenwort zu *trans*, »jenseits«.

Aus inter*geschlechtlicher Perspektive wurde Kritik an dieser binären Aufteilung formuliert. So würden nach dieser Logik alle Menschen, die sich nicht mit ihrem zugewiesenen Geschlecht identifizierten, automatisch als nicht cis-, also transgeschlechtlich gelten, wodurch inter*geschlechtliche Menschen unsichtbar gemacht würden. Des Weiteren heißt es in einem Statement von TrIQ, einer Berliner Selbstvertretungsorganisation für trans*, inter* und nicht-binäre Personen:

»In allen Fällen bleibt die Tatsache unsichtbar, dass Inter* vielleicht Cis sind, aber keineswegs von den üblichen cis Privilegien profitieren, da ein intergeschlechtlicher Körper und Inter* als Geschlecht nicht geschützt, anerkannt oder gar wertgeschätzt wird« (TrIQ 2015: 8).³

Auch aus feministischer Perspektive wurde hinterfragt, ob die sprachliche Einteilung in cis und trans nicht erneut eine Binarität konstruiert, die es zu überwinden gilt und die die Komplexität von Geschlecht nicht zu fassen vermag. Elizabeth Hungerford (2012: 2) beispielsweise bemerkt in ihrem Text »A feminist critique of 'cis-gender« dazu:

»The cis/trans binary does not, and cannot, account for the experiences of people with complicated, blended, or changing 'gender identities'; nor does it address people with hostile relationships to gender in general. As a woman-born-woman who rejects femininity as females' destiny, I surely do not identify with

3 Inwiefern diese Kritik nach der Einführung der sogenannten Dritten Option im Jahr 2018 für TrIQ noch besteht, ist unklar.

my assigned gender in the way that ›cis‹ describes. Indeed, no one holding radical feminist/anti-essentialist views about gender could be considered ›cis‹ because, by definition of these views, we reject gender as a natural social category that every person identifies with.«

Dieser Argumentation Hungerfords⁴ können die Ausführungen von Kleiner und Scheunemann (2016) entgegengehalten werden. Sie formulieren im Gender-Glossar, *trans** stünde als »noch junger Sammelbegriff für eine Vielfalt von Identitäten und Lebensweisen, die sich der ›Eindeutigkeit‹ der Zweigeschlechtlichkeit verweigern«.⁵ Wohlwollend interpretiert könnten darunter all die Komplexitäten fallen, die die eben genannten Kritiken von Hungerford und aus inter* Perspektive unbeachtet gelassen sehen. Gleichzeitig hat sich auch das Akronym TIN für *trans*, *inter**, nicht-binär verbreitet, um den oben genannten Unsichtbarkeiten entgegenzusteuern. Letztendlich beinhaltet auch der Ausgangspunkt von Trans Studies und *trans** politischem Aktivismus immer schon eine Infragestellung von Hetero- und Cisnormativität und deren Zweigeschlechtersystem, welches mit bestimmten Vorstellungen von ›Männern‹ und ›Frauen‹ arbeitet.⁶

Das Problem liegt meines Erachtens weniger in der sprachlichen Markierung von *cis* und *trans*, sondern im oft implizierten Entweder-Oder: Wer nicht *trans* ist, ist *cis*. Diese Logik findet sich auch in der weiteren Argumentation von Hungerford (2012: 2), wenn sie fragt:

»Who decides whether an individual is sufficiently *identified with* to be considered ›cis‹? Or sufficiently *non-identified with* to be ›trans‹? Cis and trans do not describe discrete social classes from which political analysis can be extrapolated.«

Sicherlich lässt sich keine klare Trennlinie ziehen, aber: Eine Person, die nicht *trans* ist, muss *nicht* automatisch *cis* sein, sondern empfindet Begrifflichkeiten

-
- 4 Hungerford problematisiert an anderer Stelle den Zugang von *trans* Frauen zu Frauenräumen in einer Art und Weise, die eine trans-exclusionary radical feminist (TERF) Position vermuten lässt. Siehe ihren Artikel »Problem and Solution? Transwomen's Access to Private Women-Only Spaces« in Barett (2016): *Female Erasure: What You Need to Know About Gender Politics: War on Women, the Female Sex and Human Rights*.
- 5 In der akademischen Literatur und den Medien scheint sich momentan die Verwendung von *trans* als Adjektiv und ohne Asterisk durchgesetzt zu haben. Sofern es nicht um direkte Zitate geht, verwende ich es ebenfalls ohne Asterisk.
- 6 In dieser Hinsicht kann auch eine weitere Bedeutung des Wortes *trans* hinzugezogen werden: Es bedeutet nicht nur ›jenseits‹, sondern auch ›über ... hinaus‹, wie es im Englischen meist mit dem Wort ›beyond‹ ausgedrückt und oft in emanzipatorischen Kontexten verwendet wird: Wenn etwas ›beyond‹ geht oder wir ›über etwas hinausdenken‹, meinen wir damit meist, dass wir alte Strukturen, Kategorien oder Glaubenssätze hinter uns lassen und beanspruchen, etwas neu oder mindestens anders zu denken.

wie inter*, genderqueer oder non-binary vielleicht als passender. Während diese auch sprachliche Erweiterung des Raumes zwischen cis und trans also durchaus sinnvoll erscheint, ist eine Aufhebung bzw. Dekonstruktion von cis und trans, wie Hungerford sie implizit fordert, problematisch, da tatsächliche Privilegien, die mit Cisgeschlechtlichkeit einhergehen, (erneut) unsichtbar gemacht würden. Dem widerspricht es jedoch nicht, sich mit Preciado (2016: 115) für die Zukunft etwas anderes zu wünschen: »Die Unterscheidung zwischen biologischem Körpersgeschlecht und Transgender-Körper bedeutet einen Abgrund und ist durchaus dramatisch. Sie wird in den kommenden Jahrzehnten überaus obsolet werden.«

3.2.1 Ein paar Worte zum Bewegen in paradoxen Räumen

Im Sinne der maßgeblich von Butler beeinflussten dekonstruktivistischen Geschlechterforschung verstehe ich Geschlecht als soziale Konstruktion und historisch contingent. Dies bedeutet auch, dass der Körper als Geschlechtskörper nicht als ›natürlich‹ und vordiskursiv gegeben existiert, sondern immer schon Ergebnis diskursiver, sich ständig wiederholender Praktiken und kulturell definierter Vorstellungen ist – welche ihn durchaus als ›natürlich‹ erscheinen lassen. Es ist wichtig zu betonen, dass es im dekonstruktivistischen Denken darum geht, die Voraussetzungen der als ›natürlich‹ erscheinenden Kategorien in Frage zu stellen, und nicht darum, diese abschaffen oder verleugnen zu wollen (Bublitz 2002: 44).

Wie jede Analyse aus dieser dekonstruktivistischen Perspektive ist auch meine Arbeit nicht vor der ihr inhärenten Paradoxie gefeit: Nämlich das als gegeben zu setzen – Geschlecht, Geschlechterdifferenz und -verhältnis –, es zu benennen, zu bezeichnen und somit zu reproduzieren, was es eigentlich zu irritieren und dekonstruieren gilt. Denn: »Eine dekonstruktive Praxis bewegt sich im paradoxen Raum, zunächst aufzurufen, was sie verschieben will« (Hartmann 2004: 264f.). De Lauretis (1996: 60) führt dieses Dilemma genauer aus: Feministische Diskurse wirken in ihrer beabsichtigten Dekonstruktion von Geschlecht immer auch an dessen Konstruktion mit. Das bedeutet, dass Geschlecht nicht nur »in den Medien, den privaten und öffentlichen Schulen, den Gerichtssälen, der Familie« (ebd.) konstruiert wird, sondern eben auch im Rahmen intellektueller und künstlerischer Praktiken, in »den radikalen Theorien der Avantgarde und auch, sogar ganz besonders, im Feminismus«. De Lauretis (1996: 87) nennt dies eine »De-Re-konstruktion«, für die die Frage unerlässlich sei, »unter wessen Bedingungen und in wessen Interesse« sie erfolgt. Besonders die dekonstruktivistische feministische Theoriebildung, die sich auf Foucault, Derrida und Butler bezieht, ist mit der »Aporie, Erkenntnismittel verwenden zu müssen, die zugleich Erkenntnisgegenstände sind«, konfrontiert (Hark 2001: 354).

Wie kann damit umgegangen werden? Die Erstunterzeichner*innen des Gender-Manifests schlagen vor, »Gender als Analysekategorie zu gebrauchen, um Gender als Ordnungskategorie zu überwinden« (Frey et al. 2006: 5). Hartmann (2004:

260) schreibt in Bezug auf die Queer Theory, sie gebe »die Kategorien Frau, Mann, homosexuell, heterosexuell damit nicht auf, sondern nimmt ihnen ihre Selbstverständlichkeit«. Es gehe auch darum, die »Paradoxie der konstitutiven Abhängigkeit dualer Kategorien« (ebd.) zu betonen. Hark (2001: 353) plädiert in Bezug auf die Teilhabe der feministischen Theorien an der Konstruktion von Geschlecht und Geschlechterdifferenzen dafür, »in den eigenen Analysen der Geschlechterwirklichkeit sich zugleich reflexiv und kritisch zum eigenen Wissen« zu verhalten.

Was bedeutet dies für das vorliegende Buch? Es bedeutet, dass auch ich Kategorien zunächst benennen muss, die es im Endeffekt zu irritieren gilt: den cis Mann. Ich rufe Verbindungen auf, die schon länger hinterfragt werden und die weiterhin hinterfragt werden müssen: nämlich die zwischen bestimmten Anatomien und Männlichkeit, zwischen Männlichkeit und Mann-Sein, zwischen Mann-Sein und Penis-Haben, zwischen Penis und Potenz usw. Doch gerade dieses Paradox, diese De-Re-Konstruktion, macht es möglich, auch *andere* Geschichten zu erzählen; vielleicht nicht nur möglich, sondern auch nötig.

In Bezug auf queer-feministische Theoriebildung formulieren Behrens und Zittlau (2017: i), dass diese von auf hegemonialen Mächten beruhenden Ungleichheiten ausgehe, die unterschiedliche Positionen je spezifisch beträfen: »schwarze Fraue*n, Trans*gender, Inter*Personen und eben auch die hegemonialen Positionen (z.B. weißer Män*ner selbst)«. Sie weisen darauf hin, dass es gleichzeitig darum gehe, eine Essentialisierung der genannten Identitätsverhältnisse zu vermeiden und stattdessen ihre performativen Veränderlichkeit aufzuzeigen (ebd.: ii). In Bezug auf das ›biologische Geschlecht‹ meint Butler (2014: 21), dass dies keinen »statische[n] Zustand« eines Körpers beschreibe, sondern als ein Prozess der ständigen Materialisierung durch sich wiederholende, regulierende Normen verstanden werden muss. Daran anschließend meint Butler:

»Daß diese ständige Wiederholung notwendig ist, zeigt, daß Materialisierung nie ganz vollendet ist, daß die Körper sich nie völlig den Normen fügen, mit denen ihre Materialisierung erzwungen wird. Es sind sogar die durch diesen Prozeß hervorgebrachten Instabilitäten, die Möglichkeiten der Re-Materialisierung, die einen Bereich kennzeichnen, in dem die Kraft des regulierenden Gesetzes gegen dieses selbst gewendet werden kann, um Neuartikulationen hervorzutreiben, die die hegemoniale Kraft eben dieses Gesetzes in Frage stellen« (ebd.).

Durch diese Instabilitäten der Normen, die die ständige Wiederholung benötigen, wird auch eine Erweiterung dessen möglich, was als gesellschaftlich anerkannt und sagbar gilt. De Lauretis (1996: 87) nennt es eine »Aufgabe« und »fortwährende Anstrengung« feministischer Theorien, »neue Diskursräume zu schaffen, die kulturellen Erzählungen neu zu schreiben und die Begrifflichkeiten einer neuen Perspektive zu definieren«. Diese neuen Perspektiven und Diskursräume, die sie einen »Blick

von Anderswo« nennt, seien »entsprechend dringlicher, wenn die fragliche Subjektivität eine im Verhältnis zur Sexualität vergeschlechtlichte ist, die in den Begriffen der hegemonialen Diskurse über Sexualität und Geschlecht völlig unrepräsentierbar ist« (ebd.).

Das *Anderswo* dieses Textes sind so gesehen cis Männer ohne Genitalien, ohne Potenz, die eben nicht in den hegemonialen Diskursen vorkommen und weder eine »mythische ferne Vergangenheit« noch eine »utopistische Zukunftsgeschichte« (ebd.: 88) darstellen. Sie sind hingegen »das Anderswo des Diskurses hier und jetzt, es sind die blinden Flecken oder Freiräume seiner Repräsentationen« (ebd.). Mit meinem Forschungsprozess der letzten Jahre versuche ich, das *Anderswo im Hier und Jetzt* der hegemonialen Diskurse über Männlichkeiten, Männer und männliche Sexualität hervorzukehren. Mit dem Erzählen von Geschichten *anderer* cismännlicher Körper und Sexualität sollen bisher verschlossene, tabuisierte, marginalisierte Diskursräume eröffnet, bestehende dadurch erschüttert und die Grenzen der Sagbarkeiten verschoben werden.

